



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 221.

Donnerstag, 22. September

1927.

(20. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuer.

Es hielt verdammt schwer, den tiefen, etwas überschattet melancholischen Augen des Georgiers zu begegnen. Hosea Bruce schaffte es dennoch. Nur seine Stimme und das jache Wechselspiel des Blutes in seinen Wangen hatte er nicht ganz an der Randare.

„Diebstahl“, mahlte er rauh zwischen den Zähnen, „Durchlaucht sprechen — von einem — Diebstahl?!“

„Als ich vorhin einen Moment abgerufen wurde, erhielt ich von absolut zuverlässiger Seite die Mitteilung, daß vor drei Tagen aus dem Schreibtiſch des Botſchaftsrats von Traß, der dem Berliner Auswärtigen Amt attachiert ist, dies an sich wertlose Aktensatzſtück entwendet wurde.“

Die Stimme des Präsidenten war von einer quälenden Heiserkeit.

„Und da glauben Sie nun, Durchlaucht, daß ich selbst — zu diesem Delikt — in irgendeiner Beziehung...“

Mit fast nachdenklichem Interesse betrachtete der Fürst diesen weißhaarigen Mann, den der Nimbus phantastischen Reichtums umwitterte, der ein großer Sünder vor dem Herrn und ein industrieller Wegelagerer unerhörten Ausmaßes war, ein Schnappſack und Konquistador der Börsen, ein Komödiant, der seine eigene Rolle wie einen Götzen anbetete und doch dabei nichts als ein jämmerlich kleines Menschlein, dessen Spur verwehen würde wie ein welkes Blatt im Winde.

Ekel würgte ihn jählings in der Kehle.

„Mister Bruce“, versetzte er kalt, „schon der Schatten einer derartigen Vermutung hätte mir selbstverständlich verboten, am gleichen Tiſch mit Ihnen Platz zu nehmen. Sie kennen den Zusammenhang dieses Diebstahls genau so wenig, wie ich ihn kenne. Und ich wäre Ihnen verpflichtet gewesen, würden Sie mir die peinliche Überflüssigkeit solcher Erklärung erspart haben. Doch vielleicht hatten Sie heute überhaupt keine sonderlich glückliche Hand.“

Er straffte sich zusammen.

„Ich hoffe in Ihrem Sinne zu handeln, Mister Bruce, wenn ich unsere Konferenz hiermit schließe und Ihnen mein aufrichtiges Bedauern darüber ausspreche, daß Sie ahnungslos und gutgläubig das Opfer eines vielleicht selbst hinter Licht geführten Scharlatans wurden, der Ihre Hände mit einer gestohlenen Wertlosigkeit beschmutzte und Sie zu einer Zeitvergeudung zwang, die für einen Hosea Bruce unerlässlich sein muß.“

Seine Verbeugung war bestenfalls die Andeutung konventioneller Form.

Hatte der lange, ausgemergelte Bursche, der sich John Sherwood nannte, je bisher den Begriff „Furcht“ gekannt?

Nein, die Wege, die er zu gehen gewohnt war, schlug man nur ein, wenn einem strupellos-brutales Zugreifen, kaltblütige Verschlagenheit und rücksichtslos verwegenes Draufgängertums eignete, wenn man seine Sach' auf nichts stellte, jeden Menschen als Todfeind und jede Stunde der Freiheit als dem Schicksal abgegaunert betrachtete, wenn man die Welt aus der Blick-

richtung der Gasse ansah und mit jedem Gedanken und jedem Handschlag die Moralbegriffe der Menschheit prostituierte. Eben — wenn man sich John Sherwood nannte und den Satan als Kumpan und Komplizen eines Daseins reklamierte, das blutiger Hohn auf alles Recht und Ethos war.

In diesem Moment jedoch, als hinter dem Fürsten Uwaroff die Tür ins Schloß glitt und seine Schritte draußen versicherten — in diesem Moment rieselte John Sherwood fröstelnder Schauer über den Rücken.

Wenn's zu machen gewesen wäre, dann hätte er sich am liebsten noch vor dem Georgier meuchlings aus dem Zimmer gestohlen.

Nun aber ging, das auch nicht mehr. Nun blieb er allein hier mit dem Präsidenten. Und dessen vier-schrötig-wuchsende Gestalt versperrte ihm den Weg zur Tür.

Was jetzt geschehen würde, ließ sich nicht ausdenken. Irrend etwas Gräßliches mußte es sein; etwas, woran den Menschen, die es nachher hörten, der Atem stockte. Denn Hosea Bruce war eine nur durch seinen eigenen kalten Verstand gezügelte Urkraft. Was aber, wenn dieser Verstand jetzt versagte? Wenn der Vulkan ausbrach, der tieft in der Seele dieses Riesen ständig auf der Lauer lag? Dem Präsidenten des „United Oil Trust“ war ohne weiteres zuzutragen, daß er, wo alle anderen Argumente versagten, mit einem einzigen Faustschlage einen Menschen zerschmetterte. Oder ihn sonst irgendwie vernichtete...

John Sherwood stand in schwacher Dedung hinter seinem Stuhl und maß mit gehehmem Blick die Entfernung zwischen sich und dem da drüben, dessen niedriger Helot er war und den er in dieser Stunde doch, aus dem Bewußtsein der eigenen Schwäche heraus, glühend haßte.

Was brachten die nächsten Sekunden?

Was geschah jetzt? —

Der Usurpator der New Yorker Wallstreet war reglos stehengeblieben, bis die Schritte des Georgiers draußen erloschen.

Nun hob er den massigen Schädel, schien erst jetzt zu bemerken, daß dies Nichts von einem Individuum da noch immer wagte, die gleiche Luft mit ihm zu atmen.

Seine bleifarbenen kleinen Raubfischaugen glitzerten zwischen schweren Tränensäcken auf — tüdlich, eifrig, raggierig.

„Nun zu Ihnen!“ Und das war das Schrecklichste: dieser unbewegte monotone Klang seiner Stimme, als stände gar kein lebender Mensch vor ihm, sondern er spräche in die Luft hinein: „Wir haben uns heute zum letztenmal gesehen. Sie tauchen spurlos unter und sorgen dafür, daß ich nie mehr an Ihr Vorhandensein erinnert werde.“

„Mister Bruce, ich...“

„Ihre Rolle als einer meiner Handlanger ist ausgespielt. Worauf es ankommt, wenn man für mich arbeiten will, haben Sie entweder nicht begriffen oder nicht zu meistern vermocht. Damit entfällt Ihre ferner Existenzberechtigung.“

Mister
Jetzt geschah es, daß der Präsident dem hinter dem Stuhl Stehenden einen Schritt näher trat.

„Erinnern Sie sich: als ich Sie Anfang dieses Jahres nach Florida auf meinen Landsitz kommen ließ, da sagte ich Ihnen: Diese Aufgabe teile ich Ihnen zu. Erfüllen Sie sie, aber lassen Sie mich nie die Mittel wissen, mit denen Sie es tun! Mich interessieren Ergebnisse und nicht Entwicklungen! — Zehntausend Dollar erhielten Sie als Handgeld, weitere neunzigtausend Dollar waren Ihnen für den Tag zugesagt, wo der Vertrag zwischen dem „United Oil Trust“ und der georgischen Republik unterzeichnet sein würde. — Was aber taten Sie statt dessen?“

Der andere bewegte stumm die Lippen.

„Sie sind kein Mann, sondern ein Narr und ein Lump. Ein Narr, weil Sie mit tölpelhaftem Ungeschick sich von einer Frau wertlose Mafulatur aufschwahlen ließen, die Sie mir triumphierend nach Southampton entgeschickten. Und ein verwegener Lump, weil Sie meinen Namen in eine schmierige Diebstahlsaffäre verwickelten.“

Sein Gegenüber stammelte:

„Aber Mister Bruce, Sie wußten doch ganz genau, auf welchem Wege allein . . .“

Ein paar Worte weiter — und ein Fausthieb zwischen die Augen hätte ihn vielleicht zu Boden geschleudert.

Der Präsident war auf ihn zugesprungen und hatte halb die Hand gehoben. Sein Atem keuchte wie ein Blasebalg. Im nächsten, im allernächsten Moment mußten die Scharniere sich lockern und die Dämme brechen.

„Wenn Sie es wagen sollten, Ihren Satz zu beenden, dann sind Sie fünf Minuten später verhaftet!“ keuchte er.

„Ver . . .“

„Verhaftet — — Frank McCornick!“

Ein abgerissener, röchelnder Aufschrei brach von den Lippen dessen, der sich John Sherwood nannte. Mit beiden Händen griff er an die Schläfen und wich einen Schritt zurück. Seine glässigen Augen versingen sich in dem erbarmungslosen Blick des Milliardärs.

Desseu tobende Erregung verebbte schon wieder.

„Well“, sagte er, und die Worte schnitten wie schwirrende Peitschenhiebe, „daß Sie Frank McCornick sind, weiß ich nun auch. Nicht durch Zufall, sondern weil ich doch mal feststellen wollte, was eigentlich hinter Ihnen steckt. Zwei Tage, bevor ich nach Europa abfuhr, hatte ich meine Information. Aber da war es bereits zu spät, die Verbindung mit Ihnen zu lösen. Außerdem bin ich kein Handlanger der Polizeibehörden in Montreal, New Orleans, Sydney, Berlin, Bukarest und Madrid, von denen allen Sie gesucht werden. Ich hätte Ihnen sogar neunzigtausend Dollar auszahlen lassen, wenn Sie Ihre Arbeit ehrlich erledigt hätten. Denn als ich mein Abkommen mit Ihnen schloß, hatte ich von Ihrem Doppelleben keine Ahnung, sondern kannte nur den Mister John Sherwood. Diese Version würde auch in Geltung geblieben sein bis zur Unterzeichnung des georgischen Vertrages, wonach sich unsere Wege sowieso getrennt hätten. Nun kann von den neunzigtausend Dollar keine Rede mehr sein. Im Gegenteil.“

Er wies mit dem Kopf zum Tisch.

„Tun Sie Ihr Aktenschild in die Mappe zurück und nehmen Sie es wieder an sich. Ich habe damit nichts zu schaffen. — Sie aber werden mich jetzt in mein Zimmer hinauf begleiten. Keiner meiner Sekretäre wird zugegen sein, nur wir beide allein. Denn nun haben wir noch ein Privatgeschäft zu settling.“

„Ein Privatgeschäft?“

„Ich werde Ihnen ein Schriftstück diktieren, das ein Bekenntnis Ihrer gesamten Straftaten enthält. Sie werden es eigenhändig schreiben und mit Ihrem wahren wie Ihrem vorgetäuschten Namen unterzeichnen.“

„Ich — muß — selbst . . .“

„Weigern Sie sich, so sind Sie binnen fünf Minuten verhaftet. Andernfalls bleibt die Sache ein Geheimnis zwischen uns. Von diesem Schriftstück wird solange

niemand erfahren, bis Sie es wagen sollten, bei einer Ihrer künftigen Transaktionen mich als Referenz aufzugeben. Dann sind Sie ein toter Mann. — Nehmen Sie die Mappe und Ihr Aktenschild und kommen Sie. Ich habe nur zehn Minuten Zeit. Und noch heute nacht werden Sie aus Brüssel verschwinden.“

Der Mann, der Hosea Bruce folgte, hatte die blaue fahle Blässe eines Abgeschiedenen.

Im selben Moment aber, als sie das Vestibül des Hotels durchquerten, um zum Lift zu gelangen, ertönte aus einer etwas abseits stehenden Gruppe der schwache Aufschrei einer Frauenstimme.

Weder Hosea Bruce, noch der Mann, der McCornick hieß, achteten darauf, denn eben schloß sich die Fahrstuhltür hinter ihnen.

„Was hast du denn?“ fragte John Kerridge erstaunt.

Doch Gerrit Glynn gab nicht sofort Antwort. Mit überweiten Augen starrte sie dem aufwärts schwebenden Lift solange nach, bis er hinter dem Treppenabsatz des ersten Stockwerks verschwand.

Dann atmete sie tief auf und warf erregt den Kopf herum.

„Weißt du, wer das war, John?“

„Ben meinst du denn?“

„Den zweiten der beiden Herren, der zuletzt den Lift betrat. Diesen überlangen, hageren Menschen mit dem bleichen Gesicht, der in seinem Äußern irgendwie eine prägnante Ähnlichkeit mit dir hat.“

„Über den bist du so erschrocken?“

„Ja.“

„Da kann ich Auskunft geben, Madame“, versetzte Fürst Uwaroff, „denn mit diesen beiden Gentlemen hatte ich vorhin jene Verhandlung, in die Ihr Herr Vetter durch seine Mitteilungen eingriff: Der weißhaarige Riese war der berühmte New Yorker Milliardär Hosea Bruce, und den anderen Herrn stellte er mir als einen Mister Sherwood, seinen Mitarbeiter, vor. Letzterer übrigens ist es, der von der Braut eines Botschaftsrats im Berliner Auswärtigen Amt das entwendete Aktenschild erhielt.“

Die Deutschengländerin protestierte entsetzt:

„Durchlaucht — das ist unmöglich!“

„Ich vermag nicht zu beurteilen, Madame, weshalb das unmöglich sein sollte.“

„John“, sagte das Sportgirl aufgelöst, „wenn diese Mitteilung tatsächlich zutreffen sollte, dann befindet sich Christa in der Hand eines skrupellosen Schwerverbrechers!“

(Fortsetzung folgt.)

„Onjoka“, die Schlange.

Von Gertrud Barre, Farm Soahab (Südwest-Afrika).

Die Schlangen sind bekanntlich den Weißen und Farbigten Afrikas gleichermassen unangenehm. Besonders unter den Eingeborenenweibern gibt es viele, die freischend davonlaufen, wenn nur der Schredensruf „Onjoka!“ (Schlange) ertönt. Hatten mich die Faulheit und Dickseligkeit dieser Weiber nicht selten in Zorn versetzt, wußte ich mir nicht anders zu helfen als so: Ich steckte ein dickes, ungefähr einen Meter langes Tauende ins Wasser und ließ es tüchtig aufquellen, zog es dann heraus und legte es hinter einen Stein. Kam dann die schwarze Frauengesellschaft schnatternd und keifend herbei, riß ich den harmlosen Strid mit einem Stode hoch, schrie aus Leibeskräften „Onjoka, Onjoka!“ und warf mit kühnem Schwunge das Tauende mitten unter die entsetzte Schar. Hui! Wie die Frauen mit Gefreiß auseinanderstoben! und ich brauchte mich fürs erste nicht mehr mit ihnen herumzuwürgen. —

Es war in der Regenzeit. Schwüle Bruthitze lastete auf der feuchten Erde. Einige Kilometer von unserem Hause entfernt wurde ein neuer Brunnen angelegt. Stolz hatte uns der Erbauer von den ersten Sprengungserfolgen berichtet. Er hoffte, bald auf eine gute Wasserader zu stoßen. Am nächsten Morgen trachten zwei Sprengschiffe. Der Vormittag verging ohne jede weitere Nachricht. Plötzlich kam gegen drei Uhr ein Hereroweib in wilder Hast herbeigekürzt und schrie: „Komm, Mister! Komm schnell! Eine Onjoka ist im Brunnen. Mein Mister ist gebissen!“

Im Sturmschritt ging es nun zum Brunnen. Mein Mann voran, hinter ihm die Schwarze. Ich selbst blieb in banger Sorge daheim. Erst als es bereits dunkelte, kehrte mein Mann zurück, verstört, erschüttert. Da packte mich Entsetzen. „Tot!“ murmelte er und schwieg. Dann raffte er sich zusammen und erzählte: „Der Brunnenbauer war nach den Sprengschüssen von dem Hereroweib im Brunnen-eimer an der Wande heruntergelassen worden und wollte den letzten Schutt herausholen und den Wasserstand feststellen. Auf einmal hörte die Schwarze aus der Tiefe des Brunnens des Mannes Stimme: „Zieh' mich hinauf! Schnell! Eine Schlange hat mich gebissen.“ Als sie die Winde aufzudrehen begann, rief der Verwundete: „Ich kann nicht mehr! Hol' schnell Herrn B.“

Als endlich mein Mann herbeikam, war es still geworden im Brunnen, unheimlich still! Unten fand er den armen Menschen sitzend, als ob er schlief, starr und kalt. Tot! — Von der Schlange war nichts zu sehen. Sie schien den Mann in den Hals gebissen zu haben, denn am folgenden Tage waren sein Kopf und Hals schwarz angelaufen. Nun ruht der tüchtige, immer fröhliche Mann, im heißen Sande Afrikas.

Scheußlich sind vor allem die Puffottern, die eine Länge von anderthalb Metern erreichen. Die Natur hat sie schön gezeichnet, schwarz-braun mit einem gelben Streifen. — Vor mehreren Jahren lief ich eines Abends im Dunkeln zur Küche. Da fauchte etwas vom Boden her: „Pflüü!“ Ich holte eine Lampe und entdeckte unmittelbar vor mir eine ausgewachsene Puffotter. Gottseidank hatte sie sich mir noch zur rechten Zeit verraten. Mein Mann tötete sie sofort mit einem Gewehrstoß.

Auch die Spudschlange, ein kleines, leicht zu übersehendes Tier, ist nicht ungefährlich. Eines Tages stand ich mit einer befreundeten Dame zusammen im Garten. Unvermutet züngelte knapp drei Meter von uns eine Schlange empor. Schon war das Unglück geschehen. Vorschnecken und den Giftsaft in das eine Auge der Dame spritzen, folgte blitzschnell aufeinander. Glücklicherweise hatten wir gleich das richtige Gegenmittel zur Hand, ohne welches die Verletzte bestimmt erblinden wäre. So kam sie noch mit dem bloßen Schreden davon.

Interessant ist es übrigens zu sehen, wie die Eingeborenen die von Schlangen Gebissenen heilen. Einst schleppte sich ein Hereroweib mühsam zum Farmhof. Sie brach auf der Trepperrstufe zusammen und konnte nur noch flüstern: „Holt Sahra! (Eine steinste Hererogreisin.) Ich bin von der Schlange gebissen.“ Im Nu hatten ein paar Weiber ein regelrechtes Grab geschaukelt und darin ein Feuer entzündet. Nachdem das Holz verbrannt war, legten sie auf die noch glimmenden Kohlen eine Wellblechplatte und ein aegerliches Fell. Drauf betteten sie das Weib und bedackten es mit allen verfügbaren Säften, Kleibern und Dedden, so daß ein großer Hügel entstand. Nur ein winziger Luftschacht gewährte der Frau die Atmung. In dieser Lage ließen die Frauen nun die Gebissene etwa eine Stunde lang „schmoren“. Dann holten sie die klitschnasse Kranke heraus, rieben sie tüchtig ab und rickten die Bißstelle mit Taschenmessern vorsichtig auf. Aus ihren Tabakspfeifen strichen sie darauf den Nikotinsaft auf die geöffnete Wunde und legten das verletzte Bein in eine Art „Gipsverband“, der seltsamerweise aus — Kuhmist bestand. Nach zwei Tagen zog das geheilte Weib grinsend von dannen.

Sehr gefürchtet sind ebenfalls die gelbe und die schwarze Mamba, die dreieinhalb bis vier Meter lang werden. An ihnen ist folgendes auffällig: Erschlägt man heute eine solche Schlange, so sitzt bestimmt am folgenden Abend die dazu gehörige andere Mamba auf demselben Fleck. Man kann diese Beobachtung immer wieder machen. Unangenehm ist das Bewußtsein, Kinder im Hause zu haben, die natürlich die Gefahr nicht ahnen. So hat sich vor einiger Zeit im Norden ein furchtbares Unglück ereignet. Zwei kleine Kinder werden von ihren Eltern zu Bett geschickt. Das Kinderzimmer bleibt dunkel. Nach einer geraumen Weile ruft das ältere ängstlich: „Mich hat was gebissen? Kommt doch gleich her!“ Als die bestürzten Eltern das Zimmer ablichten und vor dem Bett der Kleinen stehen, liegt zwischen diesen eine lange, schwarze Mamba. Das Mädchen war bereits gestorben, und der Bub folgte ihr nach einigen Stunden in die Ewigkeit.

Ein anderes Beispiel. Ein Dreijähriger kommt eilig zu seiner Mutter gelaufen und meldet freudestrahkend: „Meiner Will süßen, kleinen Wurm stretcheln.“ So schnell ihn die Weichen tragen, tröstet er davon. Die Mutter hinterdrein, nichts Gutes ahnend. Mit Aufbietung aller Kräfte gelangt es der beherzten Frau, ihr Kind vor einer kaum einen Schritt entfernten Puffotter zurückzureißen.

Während der Regenzeit lassen wir gewöhnlich unsere Schweine frei umherlaufen, da sie Schlangen fressen und

von diesen nicht gebissen werden. Auf diese Weise wurde häufig das widerwärtige Ratterngezücht verschreckt, so daß wir nicht dauernd in Aufregung versetzt wurden. Es gehört nun einmal zu den Eigenarten der afrikanischen Landschaft, viele Schlangen zu beherbergen, doch lieben wir darum trotz Gefahren und Strapazen unser geliebtes Sonnenland Südwest nicht weniger.

Die Höllenmaschine.

Skizze von Franz Vitzner-Wien.

„Kapitän, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie über alles schweigen, was ich Ihnen anvertrauen will!“ Mit zweifelnden Blicken betrachtete Kapitän Neumann den hübschen jungen Mann, der ihn in den ersten Frühstunden von der Kommandobrücke hatte herunterrufen lassen.

„Da müßte ich denn doch erst wissen, was Sie mir zu sagen haben“, erwiderte er.

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort . . . oder ich schweige. Und in einer Stunde fliegt Ihr Schiff in die Luft! Was kann mir dann noch geschehen? Wenn ich schon bereue und bereit bin, meine Rache aufzugeben, so verlange ich auch Ihre Unterstützung, verlange ich Ihr Ehrenwort!“

War der elegante junge Mann vielleicht plötzlich verrückt geworden? Er sah eigentlich gar nicht danach aus, und jedenfalls war es geraten, seinem Drängen zunächst nachzugeben. „Also gut“, meinte Kapitän Neumann, „wenn es sich nicht um etwas handelt, was ich kraft meines Dienstes anzeigen muß, so will ich schweigen.“ — Der junge Mann dachte einige Sekunden lang nach und sagte dann: „Kapitän, schickt tätige Reue nicht vor Strafe?“ — „Sicher!“ — „Dann will ich Ihnen alles gestehen. Kennen Sie Herrn und Frau Mason, die an Bord die Überfahrt nach Plymouth mitmachen? Nun, vor vier Wochen war Frau Mason noch Fräulein Irene Cook, war meine Braut! Dann kam Oberst Mason nach Elmwood, sah sie und verliebte sich in sie. Er ist Millionär, ich bin nur ein armer Ingenieur, er gewann ihre Gunst und heiratete sie. Ich war beiseite geschoben, aber ich sann auf Rache, fürchterliche Rache. — Ich machte ausfindig, daß das Ehepaar seine Hochzeitsreise auf der „Potomac“ nach England machen würde und ging ebenfalls an Bord. Unter meinem Gepäck befindet sich eine Kiste . . .“, er suchte mit zitternden Händen in der Brieftasche . . . „da ist der Gepäckschein: F. B. IX. mit zwei roten Streifen . . . Die Kiste enthält 80 Kilo Ekstrit und eine Höllenmaschine . . .“ und er sank, von der Aufregung entnervt, ohnmächtig auf das Verdeck nieder.

Der Kapitän flog zum Mannschaftsraum und brüllte: „Bootsmann Zuell!“ — „Hier!“ — „Sofort mit mir gehen!“ Bei beiden Männern rasten in den Laderaum. „Wo ist die Kiste F. B. IX?“ — „F. B. IX. . . mit zwei roten Streifen? Weiß ich; da mittschiffs, neben dem Kesselraum.“

Nach einer halbstündigen Arbeit war sie gefunden. Der Kapitän trug sie gemeinsam mit dem verwunderten Bootsmann auf Deck und legte das Ohr an die Kiste. Richtig, deutlich hörte er das verhängnisvolle „Tid-Tad, Tid-Tad“.

„Aber die Reeling mit ihr!“ Ein Plumps, ein Plätschern . . . und mit 28 Knoten Fahrt zog die „Potomac“ von dannen.

Der Kapitän fand den verhängnisvollen Massenmörder am Fuß der Treppe, die zur Kommandobrücke führt. „Nun noch eins, Kapitän“, sagte der junge Mann, „hier sind zweihundert Dollars, so hoch habe ich die Kiste bei Ihrer Agentur versichert, als Maschinenmodelle. Wenn ich in Plymouth reklamiere — damit alles ganz glatt geht — so geben Sie mir die zweihundert wieder zurück.“

„All right . . . und tun Sie's nicht wieder! Warum haben Sie eigentlich in letzter Stunde noch gebedacht?“ — Der junge Ingenieur sah verlegen nieder, hob dann seine treuherzigen Augen und flüsterte: „Es ist ein Fräulein Jane Giant an Bord . . .“, worauf der Kapitän in ein kräftiges Schmunzeln ausbrach.

Drei Tage später lief die „Potomac“ fahrplanmäßig in Plymouth ein; der Ingenieur reklamierete bei der Agentur die Kiste F. B. IX. mit zwei roten Streifen und erhielt, da sie nicht aufzufinden war, seine 200 Dollars. Noch am selben Tage schiffte er sich auf einem Wertage-Boot wieder ein und fuhr nach New York zurück. Auf Grund der Bestätigung, daß seine Kiste mit Maschinenmodellen verloren gegangen sei, kassierte er bei der Mutual Insurance Co. weitere 80 000 Dollars ein, denn so hoch hatte er sie schon früher versichert.

Ein smarterer Junge, der Herr Ingenieur, denn in der Kiste war nur altes Gerümpel und eine . . . Beduht gewesen!



Probleme der Radiophonie.

Von Dr. J. Effer (Boschum).

Nur etwa 40 Jahre sind seit den klassischen Untersuchungen des großen Heinrich Hertz über die Ausbreitung elektrischer Wellen verstrichen. Auf ihnen beruht unser modernes großartiges Rundfunkwesen. Dem allzu früh verstorbenen Forscher, der in diesem Jahre seinen 70. Geburtstag hätte feiern können, blieb im Gegensatz zu Gauss, dem Begründer unserer Telegraphie, die wissenschaftliche Sehergabe verfaßt; er selbst hat sich häufig über die technische Tragweite seiner Entdeckungen allzu nüchtern, allzu bescheiden, mit erhabener zweifelnder Zurückhaltung ausgesprochen; er hat nicht geahnt, daß seine Arbeiten den Menschen des kommenden Jahrhunderts das Rüstzeug für die Eroberung des Ätherreiches liefern würden.

Und heute? Fast zum guten Ton scheint es zu gehören, die Leistungen des „Radio“ zu benörgeln; und mit stumpfer Gleichgültigkeit überfliegen die Blide der Straßenbummler die Zauberapparate, mit denen man die geheimnisvollen Ätherwellen in Menschenrede oder berückende Klänge umwandeln kann. Gleichwohl verrät die gern an Kleinigkeiten angreifende Kritik, daß das Geheimnis, welches über der großen Schöpfung des Radio liegt, nur unvollkommen gelüftet ist, daß vielleicht spätere Zeiten über die Methoden und Instrumente unserer Strahlungs-umwandlung lächeln werden. Schon steht der Bildfunk vor der Tür und noch vieles andere, von dem wir zurzeit nicht einmal zu träumen wagen.

Wer die wissenschaftliche Literatur zur Zeit der Hertz'schen Untersuchungen durchblättert, den könnte es wohl wundernehmen, daß die Entwicklung der drahtlosen Telegraphie und Telephonie Bahnen eingeschlagen hat, wie wir sie heute als selbstverständlich, ja als einzig möglich ansehen gewohnt sind. Von überaus merkwürdigen Entdeckungen ist da öfter die Rede, deren Besprechungen man leicht anmerkt, wie vorsichtig, ja gezwungen die Bericht-erstatte in den Rahmen der überkommenen Anschauungen einzufügen versuchen. Schon damals wurde das Wort „Radiophon“ (Strahlentöner) geprägt als sachlich gelungene Bezeichnung für einen Apparat, mit dem man Licht- und Wärmestrahlen in akustische Schwingungen, d. h. in hörbare Töne, verwandeln wollte. Zu jener Zeit war selbst der Wissenschaft der Zusammenhang der elektrischen Wellen mit den Wärme-, Licht-, Ultraviolett-, Röntgen- und gewissen Radiumstrahlen unbekannt. Aber die überraschenden wissenschaftlichen und technischen Erfolge auf dem Gebiete der Verwandlung von Wärme in Arbeit, von Arbeit in Wärme, von mechanischer Kraft in elektrische und umgekehrt veranlaßten gleichgerichtete Bestrebungen, die unmittelbar Wärme und Licht in Schall verwandeln wollten. Wohl waren die Erfinder jener Thermophone (Wärmetöner), Photophone (Lichttöner) und Radiophone sich der Tragweite ihres ahnungslosen Strebens nicht bewußt, aber ihre hübschen, wohl auch genialen Apparate verdienen im Hinblick auf das eigentliche Radio aus der Kumpfkammer der Wissenschaft ans Tageslicht gebracht zu werden.

Das berühmte Photophon von Graham Bell (1880), das als Mittlersubstanz für die Umwandlung von Schall, bezw. Licht, die Selenzelle benutzte, sei hier als wohl allgemein bekannt übergegangen. Mit Hilfe von Sonnen- oder Lampenlicht übertrug Bell Töne drahtlos auf eine Entfernung von etwa 200 Meter. Auch der Versuch des Selen durch Selen- und Tellurlegierungen oder Ruß änderte nichts an dem nur mittelbaren Charakter dieser „Elektrophotophone“. Auch die Versuche, durch Bestrahlung lichtempfindlicher Stoffe (Lichtelemente) elektrische Ströme und damit Schallwirkungen zu erzeugen, sind nicht eigentlich radiophonischer Natur.

Aber auch ohne Verwendung des Selen und anderer Mittlersubstanz gelang es Bell, Licht in Schall umzuwandeln. Der Grundgedanke seiner Radiophonie sei an den Versuchen erklärt, die 1886 Mercadier übernahm und weiter ausgestaltete: In eine Metall- oder Pappscheibe wird ein Kranz von mehreren hundert Löchern in gleichen Abständen eingestanz. Diese Scheibe wird schnell um ihren Mittelpunkt gedreht. Gleichzeitig wird ein Lichtbündel auf die vorüberfliehende Löcherreihe geleitet. Die auf der Gegenseite ausfallenden unterbrochenen Lichtblitze fallen auf eine gartünne Scheibe von beruhtem Glimmer, Glas, Hartgummi oder auch Metall und Holz. Im Rhythmus der Lichtschwankungen erzittern dabei die dünnen Platten und

ertönen mit der Schwingungszahl, die sich aus der Anzahl der Löcher und der Umdrehungsgeschwindigkeit der Scheibe leicht berechnen läßt. Die Schallstärke der entsprechenden „direkten Radiophone“ Mercadiers wird noch gesteigert, wenn man vor der beruhten Fläche eine dünne, durch Glas abgeschlossene Luftschicht einschaltet, und ändert sich entsprechend der Stärke der auftretenden Strahlung. Die eigenartige Erscheinung ist wohl darauf zurückzuführen, daß die in der Lichtstrahlung vorhandene Wärme im Rhythmus der Lichtblitze von der radiophonischen Substanz verschluckt und wieder abgegeben wird.

Sie leiten folgerichtig hinüber zu den Gas- und Flammen-Radiophonen. Bei jenen treten an die Stelle der zu belichtenden Platten Gase und Dämpfe von starker Wärmeaufnahme-fähigkeit, die also strahlende Wärme im Gegensatz zu trockener Luft und anderen Gasen wenig durchlassen, „adiatherman“ sind. Die auftretenden Strahlen rufen in diesen Gasen zugleich mit den Wärmeschwankungen periodische Druckänderungen hervor, die sich deutlich als Töne kundgeben. Mercadier entdeckte in dem Joddampf und in dem Stidoxyd geeignete Photophone, die auf Lichtblitze ansprechen und tönen. Die betreffenden Gase werden in Glas-tiegeln eingeschlossen, die durch einen Gummischlauch mit dem Ohr oder einem Tonregistrierapparat verbunden sind. Die aus den Lochscheiben austretenden Lichtblitze entladen den Gasen echte musikalische Töne, die unter Umständen stark wie Orgeltöne sind. Lyndall überprüfte die Ergebnisse Mercadiers an einer großen Reihe von Gasen und Dämpfen (90) und fand, daß die Tonhöhe abhängig ist von der Unterbrechungszahl der Strahlung und die Tonstärke von dem Aufnahmevermögen des betreffenden Gases oder Dampfes.

Die Ansicht, daß die periodisch wechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung der belichteten Gase die Ursache der radiophonischen Töne sei, ist von anderen Forschern bestritten worden. So scheinen die Flammen-Radiophone von Verisch (1886) Gegenzeugen zu sein. Werden nämlich die Flammen von Slearinterzen, Petroleumlampen und Alkoholen in einer Röhre, die mit dem Ohr in Verbindung steht, von unterbrochener Strahlung getroffen, so geben sie deutlich wahrnehmbare Töne. Für diese Art von Radiophonen erscheint somit die Theorie der periodischen Druckschwankungen zum mindesten sehr unwahrscheinlich.

Über die genannten Versuche ist die Schallehre kaum hinausgekommen. Eine befriedigende Erklärung aller dieser sonderbaren Vorgänge steht bis heute noch aus, zumal inzwischen ein neuer Weg zur Umwandlung von Strahlung in Musik beschritten worden ist. Die zukünftige Forschung über diesen Gegenstand wird sich einmal um die Umwandlung der ultravioletten Strahlen in Schall oder in Strahlen von noch kleinerer Wellenlänge bemühen müssen, wie schon von Mercadier angeregt wurde. Darüber hinaus verdient die Frage, ob auch die periodischen und unperiodischen Eigenschwingungen unserer Lichtquellen sich in radiophonische Töne umwandeln lassen, höchstes Interesse. Das Problem der Fernübertragung von Schall und Ton wird damit auf eine ganz neuartige Grundlage gestellt; neue Möglichkeiten zur Herstellung des sprechenden Films eröffnen sich, und selbst für die Erforschung unserer Lichtquellen bietet sich eine neue Untersuchungsform. Temperatur- und Lichtschwankungen der Sonne und der Sterne werden sich nach der Auffindung geeigneter radiophonischer Detektoren in Schall umwandeln lassen. Ob aber die Musik der Sterne, die „Harmonie der Sphären“ von dem göttlichen Wohlklang sein wird, wie ihn die philosophische und dichterische Phantasie aller Zeiten träumt, erscheint wenig wahrscheinlich.

Technische Neuigkeiten.

Kaliegewinnung aus dem Toten Meer. Das englische Kolonialministerium und die Regierung Palästinas untersuchen gegenwärtig die Voraussetzungen für eine Kaliegewinnung aus dem Wasser des Toten Meeres. In dem Bericht, der nunmehr der englischen Regierung vorliegt, veranschlagt man die Kalimenge im Wasser des Toten Meeres auf 2 Milliarden Tonnen. England befürwortet diese Kaliegewinnung, um unabhängig von den elbassischen Vorkommen zu sein. Bei einer Jahreserzeugung von 100 000 Tonnen Kali muß man allerdings mit 500 000 Tonnen Salz rechnen und entsteht deshalb die bisher noch nicht geklärte Frage, was man mit diesem Salz anfangen soll.